

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 27. — Sonntag, den 30. Juni 1929.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Das Feuerwehr-Jubiläum in Jöhstadt.

Das Feuerwesen von Jöhstadt hatte am 22. und 23. Juni denkwürdige Tage in seiner Chronik zu verzeichnen. Die Freiwillige Feuerwehr daselbst konnte auf ein 60jähriges Bestehen zurückblicken. Daß die ganze Stadt an den Veranstaltungen regen Anteil nahm, die aus Anlaß dieses Ereignisses be- gangen wurden, war ein schönes Zeichen dessen, wie man in der Bevölkerung die selbstlose Arbeit der Nächstenliebe bewert- et, die von den wack- eren Männern der Jubelwehr jahrein, jahraus verrichtet wird. Alle Stände und Schichten der Bevölkerung waren bei den Feierlich- keiten vertreten, just wie diese auch in der Wehr selbst, „Gott zur Ehr, dem Nächsten zur Wehr“, Schulter an Schulter zu- sammenstehen. Wie wir bereits berichteten, ging die Jubel- wehr aus einer Turner- feuerwehr hervor, und zwar diese wieder aus dem Turnverein zu Jöhstadt. Aus diesem Grunde hat sich auch der bei den Weh- ren sonst kaum zu findende Gruß hier erhalten: „Gut heil“. Die Gründung einer Freiwilligen Feuerwehr wurde um 1869 geradezu bedingt durch zahlreiche da- mals ausbrechende Brände, die ganze Ortsteile in Schutt und Asche legte. Es bestand zwar be- reits eine Feuerwache, die sich in zwei Glieder teilte, das eine für die obere, das andere für die untere Stadt. Aber diese konnte beim besten Willen der Gefahren nicht Herr wer- den, die die, wie gesagt, häufigen u. umfangreichen Brände der damaligen Zeit hervorriefen. Auch war der ganze Verwaltungs- apparat jener Feuerwachen so umständlich und veralt- et, daß alles hier viel zu schwerfällig war. Berargte schon dies vielen die Lust am Wehrdienst, der damals ein Pflichtdienst war, so machten die hohen Strafen, die für allerlei Dienstver-

stöße festgesetzt waren, die Bürgerschaft z. T. auffällig gegen die ganze Institution und ihre damalige Verfassung. So z. B. verdroß das unglaubliche Strafverfahren stark, nach welchem die Bestraften sich beim Bürgermeister mit den Vertretern der Wehr in Gegen- wart von Ratsmit- gliedern einfinden mußten, um sich zu rechtfertigen. Kurz und gut die alte gute Feuerwache war mit der Zeit unmöglich geworden und es war höchste Zeit, daß die Turnerfeuerwehr sich rekrutierte. Das geschah am 25. Fe- bruar 1869 in einer Versammlung des Turnvereins. Sechs- undzwanzig Turner



traten der neuen Wehr unverzüglich bei, von denen heute noch die Herren Fabrikbesitzer Ottomar Anger-Altenburg, Privat- mann August Anger (heute noch Wehrmitglied) und Privat- mann Edwin Flader am Leben sind. Der Wehr trat alsbald der Wirt- schaftsbesitzer Herr Gustav Peters bei, der ebenfalls noch heute in Reih und Glied bei der Freiwilligen Feuerwehr zu Jöhstadt steht. 1869 wurde die Tur- nerfeuerwehr, 46 Mann u. 9 Führer stark, vom Stadt- rat verpflichtet. Ihr Haupt- mann war der Amtsge- richtskontrolleur Schreyer. Bald erreichte die Wehr die Stärke von 100 Mit- gliedern. Sie wurde von der Stadtverwaltung jähr- lich subventioniert. Gewal- tig ist natürlich der Unter- schied zwischen der Geräte- ausrüstung von einst und jetzt. — Wie berichtet, fan- den aus Anlaß des Wehr- jubiläums umfangreiche Festlichkeiten statt, wie: Fackelzug, Illumination, Kommerz, Kirchenparade, Ehrung der Gefallenen, Festzug und eine große

Feier. Unsere Bilder oben zeigen links die Spitze der Jubel- wehr, geführt von Herrn Hauptmann Weinhold, sowie die Orts- vereine im Festzuge.

Der Umbau des Jöhstädter Landheims des Staatsrealgymnasiums Annaberg.

Wie wir bereits eingehend in unserer „D. Z.“ berichteten, machte sich im Landheim Jöhstadt des Annaberger Staatsrealgymnasiums ein Ver-



größerungsbau nötig, der dank dem Bemühen der Lehrerschaft, so- wie der Unterstützung durch die Eltern und den Verein ehemal. Realgymnasiasten sichergestellt u. durchgeführt werden konnte. Man hofft, zu Beginn der großen Fer- ien die neuen Räume zu beziehen.

ien die neuen Räume zu beziehen.

Feier. Unsere Bilder oben zeigen links die Spitze der Jubel- wehr, geführt von Herrn Hauptmann Weinhold, sowie die Orts- vereine im Festzuge.

Zu den Bergkönigen im hohen Erzgebirge.

Mit Annaberg fängt dem Erzgebirgler die Welt an! So soll die alte Bergstadt auch uns Anfang der Erzgebirgswanderung sein, die uns über die ungekrönten Bergkönige des Gebirges: Pöhlberg, Fichtelberg, Keilberg, führt. Durch das Tal der eigenwillig gewundenen Zschopau mit seinen düsteren Felsen und Nadelwäldern, seinen rotgiebligen Kleinstädten und Burgen, die altersgrau von Berghöhe herabgrüßen ins Tal, wo die Industriewerke, die Burgen der Neuzeit stehen, kommen wir am Abend nach Annaberg. Ein bezauberndes Bild: aus dem abenddämmerumwobenen Sehmatale, aus dem weiß die Abendnebel steigen, blitzen tausende funkelnde Lichter am Berghang. Es ist Buchholz mit seinen übereinandergestaffelten Häusergassen.

Am anderen Morgen ein strahlender, sich siegreich durch Morgennebel ringender Sonnenaufgang. Wie funkelndes Gold flutet's über die grüne Bergwelt des Erzgebirges. Still und morgenverschlafen sind noch die alten Berggassen mit ihren schlichten Häusern. Am Markt, vor dem schlichten Rathaus, steht Barbara Uttmann, die große Wohltäterin des Gebirges und Spitzklopplerin. An der alten, mächtig hochragenden St. Annenkirche vorbei, dem größten Schatz Annabergs, die just renoviert wird, vorüber, schlagen wir den Weg zum Pöhlberg ein. Zwischen schön gewachsenen Fichten geht's stetig bergauf; im Winter sausen hier die Rodelschlitten fröhlich talab. Köstlich der reine Harzgeruch des morgendlichen Nadelwaldes, die große Stille des taufrischen Morgens. Wir wandern auf dem zu halber Höhe des Pöhlbergs führenden reizvollen Rundweg um den Berg herum. Reizvoll das immer wechselnde Bergbild. Da geistern gespenstische Nebelschwaden aus dem frischen Grün des Tales. Dort das reizvolle Mosaik der Bergtäler. Dort Gebirgsdörfer im Grün des Tales, von schimmernden Blütenweiß umwoben. Und wie Bergaltäre wachsen die gewaltigen Berge, Spitzen und Tafeln unvermittelt aus der Landschaft, bis der mächtige, dunkel aufsteigende Kamm des Gebirges den Horizont begrenzt.

Auf der nach Weipert führenden Höhenstraße, unser nächstes Ziel immer im Blick liegend, erreichen wir den Bärenstein. Wieder geht es waldbergauf im Sonnenschein und dann stehen wir auf dem Turm des Bärensteines, wo der Blick über das sonnegleisende Gewirr der Schieferdächer von Bärenstein, Weipert, Schlettau, weiterhin Buchholz und Annaberg fliegt. Greifbar nah ist der Gebirgskamm mit den Bergriesen Keil- und Fichtelberg nun schon gekommen.

Bergab gestiegen führt der Weg an spärlichen Feldern mit den richtig erdverwachsenen Erzgebirgshäusern vorüber. Dann nehmen uns die meilenweiten Nadelwälder auf. In der Waldeskühle am heißen Sommertag ein köstlich Wandern. Lichtübergossene Schonungen öffnen sich, raunen die geheimnisvollen Stimmen des Waldes. Auf der „Dorfstraße“ kommen wir, immer im Nadelwald nach Kretscham-Rothenshma; die Handvoll Anwesen wie ein Blütenraum in der Wucht der Bergwälder.

Weiter geht es zum Fichtelberg. Es kostet manchen Schweißtropfen, ehe der Gipfel des sächsischen Bergkönigs auf der „Himmelsleiter“ in der unbarmherzig brennenden Nachmittagssonne erstiegen ist. Mit dieser Himmelsleiter ist es nämlich merkwürdig; immer meint man auf diesem unübersehbar in Terrassen aufsteigenden Weg, die letzte „Sprosse“ erreicht zu haben, aber noch eine, und noch eine und immer wieder eine Sprosse setzt sich auf die andere, bis man schließlich glaubt, der Weg ist verzaubert! Aber dann ist es doch geschafft: wir sind auf dem Gipfel des Fichtelberges mit seinen krüppeligen Bergfichten. Auf dem Bergplateau, wo neben dem Berggasthaus die Wetterwarte errichtet ist, fand neuerdings auch die Bergstation der Seilsehwebbahn ihren Platz. Reges Leben herrscht hier. Wandervogel, Spaziergänger, Autos, Zelte. Und die Wagen der Seilsehwebbahn bringen immer neue Scharen von Oberwiesenthal herauf. Drinnen in den Räumen des Berggasthauses erklingen, zur Zither gesungen, heimatische Erzgebirgsweisen; gern steckt man die Füße unter den Tisch. Vom Turm

fliegt dann der Blick über die unermeßlichen Wipfelsflächen der Berge; im Tal liegt spielzeugwinzig Oberwiesenthal.

Zum Keilberg... An der Wetterwarte vorüber führt der Prinzenweg immer auf der Höhe zwischen Fichten dahin. Bald werden die erst gutgewachsenen Fichten krüppelig, sturmgebeugt, verwettert. Frohgemut streift man dahin, die Lungen in der reinen Höhenluft weitend. Dann hören die Fichten auf. Wir sehen das Neue Haus liegen, an dem unser Weg vorbei führt. Steigen die Straße wieder empor. Verkrüppelt stehen auch hier die Landstraßenbäume. Dann führt der bezeichnete Weg wieder durch Nadelwald. Nach eineinhalb Stunde Wanderung haben wir das Keilberghaus erreicht. In den Berghausräumen geht es lebhaft her. Die Zecher wird in Kronen gefordert. Den Rodelbahnweg zwischen schön gewachsenen Fichten, von denen jede einzelne dasteht wie eine Bergkönigin, wandern wir bergab, bis wir, aus dem Hochwalde heraustretend, Oberwiesenthal, die Hütten noch winzig um die Spitzturmkirche geschart, liegen sehen.

Dann sind wir in den Berggassen von Deutschlands höchstgelegener Stadt. Als Luftkurort und ernsthafter Wintersportplatz von gutem Ruf. Am baumumkränzten Marktplatz steht die bunte Postmeilensäule aus Augusts des Starken Tagen zwischen Hotels und Kaufhäusern. Rundum schauen die Wiesenhänge und die Hochwälder auf den beiden Berggipfeln in die Bergstadt herein.

Der nächste Morgen sieht uns nochmals bergaufsteigend auf der Straße zwischen Fichtel- und Keilberg. Prachtvoll ist der Rückblick über die Bergwelt. Wir wandern nun auf der Tellerhäuser Höhenstraße. Drüben liegt Gottesgab, dahinter der Spitzberg, Heimat des erzgebirgischen Liedersängers Anton Günther. An der Straße die Tellerhäuser, das höchstgelegene sächsische Dorf. Bescheidene Berghäuser, durch deren Höfe von den Bergwäldern herabstürzende Bächlein eilen. Lange geht es durch Wald. An der Straße tannenumschirmte Wirtschaften, an deren Tischen im Grün fröhliche Zecher sitzen. Wandervogel kommen vorüber, die mit scherzendem Zuruf, Sang und Klampfenklang bergauf ziehen. Märchenhaft sonst die Nadelwaldstille. Die Sonne spielt in den Tannenwipfeln, Kringel liegen auf den Waldboden. Fröhlich singen die Vögel. Silbernes Wellenspiel in den raunenden Bächen. Bis dann am „Ehrenzipfel“ in der Nähe von Oßerittersgrün die Landschaft plötzlich wildromantisch aufwächst zu hohen Bergen und Wäldern. Und der Wanderer wird jauchzend gewahr, wie schön das Land und die Stunde. Breitspurig steht das Zollhaus mit den Schranken an der Straße. Grenzland... An dem weit ausgebreiteten Osthange weit zerstreut die Anwesen.

Ueber Dorf Breitenbrunn, eine Viertelstunde längs des tobenden Schwarzwassers, dann nördlichen Weg einschlagend, erreichen wir auf der bergauf-bergab führenden Waldstraße, beim Jägerhaus am Ochsenkopf vorüber, gegen Abend die Morgenleite. Abend ist es inzwischen geworden; die Tannen werfen gespenstisch lange Schatten. Tiefe Abendruhe über den düsteren Wäldern.

Auf der sturmumwehten Plattform des Turmes kommen wir gerade zum Sonnenuntergang zurecht. Die ganze Bergwelt loht in einem rotgoldnem Flammenmeer. Strahlende Goldkronen setzt die Sonne den unzählbaren Fichtenwipfeln zu unseren Füßen auf; über die ganze Welt hat sie einen seltsam verklärenden Goldschimmer verbreitet. Wälder, Feldmaßwerk, die zerstreuten Dörfer mit ihren weißleuchtenden, grauschiefernen Häusern läßt sie farbenfroh erscheinen. Im Süden der weite, waldbedeckte Gebirgskamm mit seinen mächtigen Bergen, zwischen denen manch Dörflein, manch Kleinstädtlein hervorlugt. Dort das Tal des Schwarzwassers mit Schwarzenberg im Tale. Dort angeschmiegt an weite Anhöhen die Kleinstädte Grünhain, Elsterlein, Scheibenberg. — Kuppen und Bergspitzen. Und dort wieder abflachende weite Bergwälder. Im Jägerhaus am Ochsenkopf blieben wir zur Nacht.

Den dritten und letzten Tag verbrachten wir recht behaglich in den Bergwäldern, bis es Zeit wurde, den schmalen, steinigen Bergpfad hinab nach Conradswiese, dann die schöne Waldstraße nach Aue mit ihren öfteren Ausblicken, einzuschlagen. Von Aue, der gewerbefleißigen Industriestadt, ging es dann mit der Bahn wieder heimwärts.

Wooch'n Feierohnd



De Waltraf'.

Nach einer wahren Begebenheit von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

„Soog mrsch nār, wie lang mir nett in Annaberg war'n, dos muß doch e sieb'n oder acht Gahr har sei.“ saht de Birn'r Hulda zu ihrer Schwast'r, die in änn Nachb'r dorf vun dr Sehm' (Sehma) wuhnet'n un salt'n amool aus ihr'n Dorf naus kumme war'n.

„Nu“ mahnet ihr Schwest'r, die Frieda hieß, „iech war fufze (fünzfzehn) Gahr, wie mr 's letzte Mol drinne warn un ihe bie iech zwäezwanzig, do kaste Dirsch ausrachne.“

„Nua, sieb'n Gahr, iech dacht mrsch schüh“, saht dodrauf de Hulda.

Ihr Bat'r, dar dos Geschpräch miet aahgehärt hat, mahnet drnooch: „Nu, wänn Ihr garn wied'r emoochl Annaberg jah wellt, do macht Euch nār geleich heit ze Mittig auf; dänn letts schüh's Watt'r hob'n mr nett alle Toog! Do känn't'r aah vun Eif'nmöck'l dann beschlellt'n neie Wass'rhaah mietbränge. Ihr schteigt ahm off dr Königschtrooß aus un laaft emool rauf nooch Buchholz.“

„Nu, wuh wuhnt dāh dr Eif'nmöck'l?“ freget de Frieda. „Do müßt'r ahm emoochl freng,“ gob 'r ihr Bat'r zr Antwort. „'s is gar nett weit von dr Königschtrooß, nammt nār aah ne Gung un's Mad'l miet, doß die aah emool in Annaberg warn'. Ihr Kinn'r saht Euch obr alles orndlich aah, nochert drzehlt'r, wos Euch an best'n gefall'n hooht,“ saht dr Bat'r noch.

De Kinn'r kunn't'n sich nett genung freie, doß se dr Grufvat'r wollt mietgieh' loff'n.

Wie se in Zug sooß'n, saht de Frieda: „Well mr nār gut drauf här'n, wänn dr Schaffner de Schtation ausruft, doß mr aah wirklich off dr Königschtrooß auschteing. Mr namme ne Wass'rhaah vun Eif'nmöck'l geleich neizu miet, raus zu kōnnt's ze schepeet war'n.“

De Hulda war ei'verschand'n, wänn se aah sinnst garn drgeng redet' weil sie als ältere Schwast'r siech meh' Vrständnis zutrauet.

Wie se ne Eif'nmöck'l mit zwamol freng gesund'n hatt'n un die Sach mit'n Wass'rhaah drledigt war, war'n se fruh (froh), doß se nu tapf'r nooch Annaberg lusmarschier'n kunn't'n. Obr se hatt'n nett draah gedacht, sich de Richtung ze mark'n, wu har se kumme war'n un schtieslet'n nu fröhlich un guter Dinge anstatt de Schtrooß ninum nooch Annaberg zu, haarzu durch Buchholz.

Dos war nooch ihrer Mahning ganz richtig; dänn wänn Buchholz alle war, kam doch ahm Annaberg. Wie se obr bis zur Schlettauer Schtrooß kumme war'n un dr Wald lusgieng, naus nooch'n Forscht'haus zu, mahnet de Frieda: „Nu muß mr dāh nooch Annaberg zu aah durch Wald? Iech dācht, do hätt's känn gab'n!“

Do saht de Hulda geschwind, als wellt se soong, na bist du dumm: „Nu, do schiänd'n doch de Baam nett do!“

Se loff'n an Forscht'haus vorbei; se loff'n an Neu-Amerika vorbei, obr 's war kaah Annaberg ze saah!

De Kinn'r wur'n sachte müd' un dr Gung saht: „Wänn dos Annaberg nett ball kimmt, bleib iech dooch in dänn Wald sig'n! Mir tunne meine Baah wieh von dann viel'n Laaf'n.“

„Nu ihe ward's nu nimm'r lang dau'rn,“ saht sei Muttr', „kumm nār, iech kaaf Euch aah in Annaberg wos racht's Gut's.“

Wie se wied'r e Schtia'l geloff'n war'n, ruffet de Frieda ganz freudig: „Saht nüb'r, do driem liegt's Annaberg; na weil mrsch nār endlich drreicht hohm!“

De Kinn'r kunn't'n off ahmool geschwind'r laaf'n, dänn de Muttr' wollt'n doch wos Gut's ze aff'n laaf'n. De Frieda freget in ihrer treiharzing Art änn Fuhrmaah, dänn se in dann arsch't'n Häus'rn begenget'n: „Sei se nār emool esu gut un jong se uns, wuh de grufse Kirchgass' is?“

Dr Fuhrmaah guket se gruf aah un saht: „Dohier gibbt's kaah grufse Kirchgass'! Wuhar kummt Ihr dāh?“ „Bunn Eif'nmöck'l in Buchholz,“ war de Antwort.

„Un wuhie wellt Ihr dāh?“ „Nooch Annaberg well'n mr!“ saht de Frieda off'n Fuhrmaah sei zwäte Froog.

Do schlug dar e grufse Lach auf un saht: „Dos do is ja Schlettau, do hätt'r braung nett arsch't e seite Waltraf' ze mach'n, im nooch Annaberg ze komme. Ihr hat Euch gründlich vrloff'n!“

Die Gesicht'r bei dann zwä Weib's'n hätt' mr künne mit Eeln (Ellen) waggmass'n, esu lang wurn se un de Kinn'r fienge aah ze heil'n (weinen).

„Nā“, mahnet do de Hulda, „heilt nār nett, do war'n mr ahm aah emool in Schlettau; do war'n mr schüh aah wos Gut's ze kaaf'n krieng. Weil mr nār ne Wass'rhaah hohm!“

„Un iech hat doch racht, doß bis Annaberg kaah Wald schtieht,“ saht nochert de Frieda.

„Nu mr kaah sich doch aah emool irr'n!“ gob'r de Hulda dodrauf zr Antwort. Un zu ihr'n Kinn'rn saht se, sie seltn's obr ne Großvat'r nett soong, doß se siech vrloff'n hätt'n un in Schlettau gewas'n wār'n. Wie se sich gestärkt hatt'n an Kaffee un gut'n Kuch'n, fuhr'n se mit'n Zug bis Walther'schdorf un loff'n nochert nooch dr Sehm' un wett'r nauf bis in ihr Dorf.

Dr Bat'r hat sich schüh gewunn'rt, doß se gar esu lang auß'n war'n un saht, wie se zr Schtub neizame: „Nu, iech dacht, Ihr wellt geleich ganz in Annaberg bleib'n!? Na, wie warsch dāh, Ihr Kinn'r? Wos hoht Euch dāh am best'n gefall'n?“

Dr Gung saht v'rlang: „Dos ward dr schüh de Muttr' drzehl'n, mir darf'n nisch drzehl'n!“

Do soog dr Bat'r seine Töcht'r achne nooch dr ann'rn scharf aah un saht: „Euch is sich'r wos passiert, wos dr Gung nett song sell!“

De Frieda muß lach'n un 's half' alles nisch, se muß't'n ihr Ohmteit'r drzehl'n. Dr Bat'r schlug de Händ ibrn Kopf zamm un lachet gerod naus. Nochert obr saht'r: „Markt's Euch fir alle Zeit'n: Mit freeng kimmt mr durch dr Walt!“

Macht vierezwanzig!

(Nachdruck verboten.)

Dos klaane Volk soß in dr Schul un sollt' hibsch rachne' lerne.

Se machten's v'r — weil's schwäär fuhl — an libbst'n gar net garne.

Doch, 's gob ten'n Zuitsch! 's kam jeder draa' an Zeehl'n, Oh-zieh' un Mass'n; un drüm kimmt aah mei Lührer nah, wu's Franz'l is gefass'n:

„Paß auf! Du kriegst sech's Pfenng von mir; dann schen' ich dir noch achte. Nu zeehl mol zamm, wieviel's bei dir in deiner Kasse machte?“

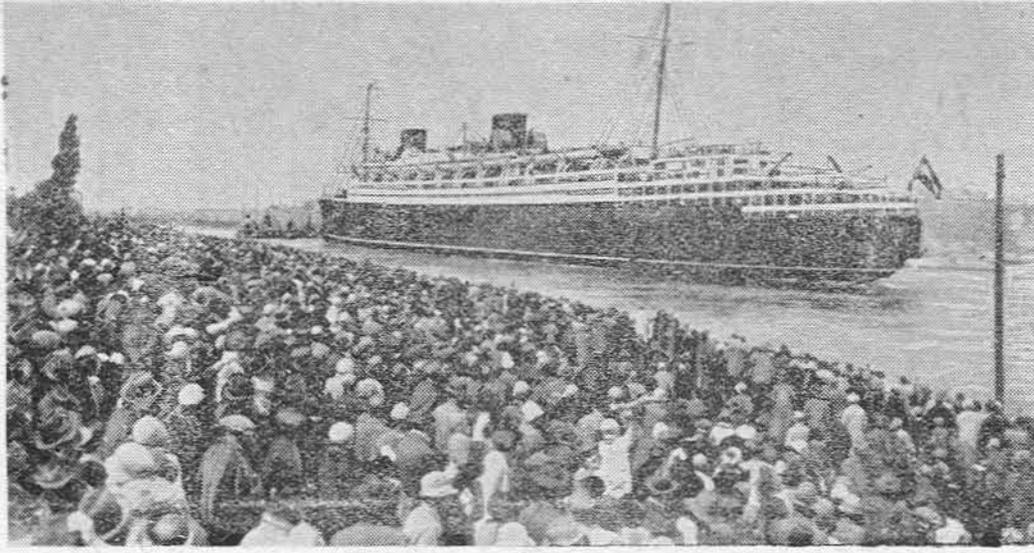
„Wenn iech dann Haus'n Pfenng tu krieng!“ denkt's Franz'l. „Ei verdanzig! Do war'n hält in men'n Kasi'l lieng . . .? Harr Lührer: Vierezwanzig!“

„Oh, oh!“ spricht dar. „Mei lieber Suh', do haste diech versahet! Wie soll dä: Sechs un acht derzu — 'ne „Vierezwanzig“ gahet?“ (geben)

„Eiu! Dos stimmt ganz afferat!“ spricht's Franz'l uhn' Besinne: „Dei' Gald kimmt uhm, un unten hatt'

iech schu en'n Reigreich' drinne!“

Bernh. Bräuner, Leipzig.



Die erste Probefahrt des Ozeanriesen.

Die „Bremen“, das bekannte 46 000 To. große Schwesterschiff der „Europa“, hat, nachdem sie in der Nacht von Sonntag auf Montag mit größter Vorsicht von ihrem Werftliegeplatz in das große Hafenbecken verholt worden war, am Montag ihre erste Probefahrt die Weser abwärts angetreten. Riesige Zuschauermassen hatten sich eingefunden, um das stolze Schiff zu bewundern. Die beiden Ufer der Weser glichen bald förmlichen Menschenmauern. Nachdem das Schiff Bremerhaven passiert hatte, setzte es die Fahrt ohne Aufenthalt seewärts fort, um beim Hoheweg-Leuchtturm Anker zu werfen. An Bord des Dampfers befinden sich die Mitglieder des Aufsichtsrates und des Vorstandes des

Norddeutschen Lloyd sowie der Deschimag, ferner Vertreter des Bremer Senats, der Hafenbaudirektion, der Strombaudirektion und Oberpräsident Koste-Hannover. Unser Bild zeigt das Schiff während der Fahrt auf der Weser.

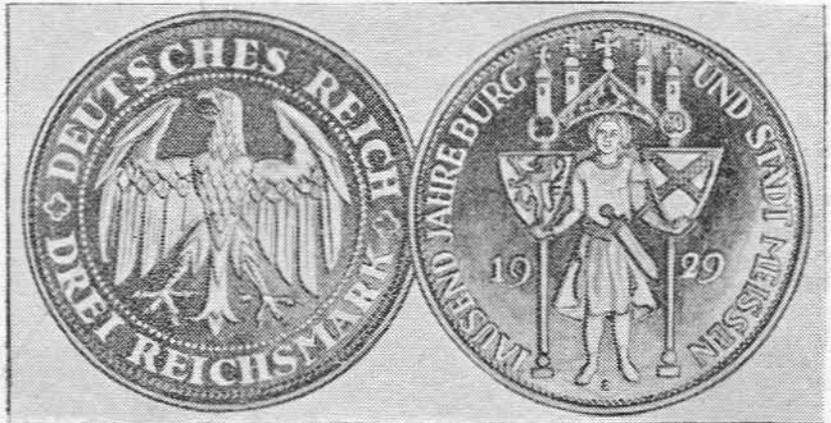


Die Epidemie der blinden Passagiere.

Ein neuer Sport ist in Mode gekommen: als blinder Passagier den Ozean zu überqueren. Unser Bild in der Mitte links zeigt die Ankunft der französischen Ozeanflieger auf dem Flugplatz Le Bourget bei Paris. Wie weit Begeisterung ausarten kann, sieht man daran, daß die Menge den blinden Passagier auf die Schultern gehoben hat.

Das Unglück von Stuhm.

Der bekannte Weltrekordflieger Schulz ist, wie bereits berichtet, bei einem Kunstflug über Stuhm abgestürzt. Von dem Flugzeug blieb nur ein unkenntlicher Trümmerhaufen übrig, wie unser nebenstehendes Bild zeigt.



Ein Meißener Jubiläumstaler.

Zur Feier des 1000jährigen Bestehens der Stadt Meißen hat die Reichsregierung eine beschränkte Anzahl von Dreimarkstücken prägen lassen, die auf der Vorderseite den deutschen Reichsadler zeigen, während die Rückseite dem Jubiläum der Stadt gewidmet ist.





Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243

Mosellied

Im weiten deutschen Lande
Zieht mancher Strom dahin,
Von allen, die ich kannte,
Liegt einer mir im Sinn.

O Moselstrand!
O selig Land!

Ihr grünen Berge, o Fluß und Tal,
Ich grüß' euch von Herzen, viel tausendmal!

Auf sonn'ger Bergesjette
Da steh'n die Reben schlant,
In tiefer Keller Weite,
Da liegt manch kühler Trank.
O lichter Schein!
O kühler Wein!

Ihr grünen Berge, o Fluß und Tal,
Ich grüß' euch von Herzen, viel tausendmal!

Und an des Stromes Bette
Überall im Tal,
Da stehen Dörfer, Städte,
Und Burgen ohne Zahl.

O Stadt und Land!
O Stromesrand!

Ihr grünen Berge, o Fluß und Tal,
Ich grüß' euch von Herzen, viel tausendmal!

So segne euch Gott, ihr Höhen,
Er segne Leut und Land,
Die Reben, die da stehen
Auf grüner Bergeswand.
O Moselstrand!
O selig Land!

Ihr grünen Berge, o Fluß und Tal,
Ich grüß' euch von Herzen, viel tausend-, tausendmal!

Mosellandschaft / Von Dr. Richard Witz

Wer an einem klaren Frühlings- oder Herbstmorgen etwa von Bernkastel aufstieg zur Höhe des Talrandes und im Sonnenglanze fröhlich wanderte, geradeaus, bergab bergan, dessen Augen erschloß die Mosel den ganzen Zauber ihrer Anmut. Bei einer solchen Wanderung entrollt sich dem Blick ein stets wechselndes Bild in leuchtenden Farben.

Weinberge können in der Landschaft eintönig wirken; am Rhein, wo die Reben niedriger gehalten werden, haben sie sogar hier und da die ursprüngliche Mannigfaltigkeit der Bergformen verdeckt und verdorben.

An der Mosel ist das anders, weil sie ihre nordöstliche Gesamtichtung niemals auf langer Strecke gleichförmig verfolgt. Sie windet sich fast mutwillig in zahllosen Schleifen durch den Fels. Meist sind die Krümmungen sehr kurz und spitzwinklig. Bisweilen aber kehrt der Fluß nach stundenlangem Lauf fast wieder an die Stelle zurück, wo er von seiner Richtung abbog. Ganz nahe liegt Traben-Trarbach bei Bernkastel in der Luftlinie; lange aber währt die reizvolle Fahrt an Bord des Moseldampfers. Etwa 100 Kilometer beträgt die Entfernung von Trier nach Koblenz; aber der Fluß mit all seinen Schlingen ist fast doppelt so lang. Bis zu 630 Meter ragt das Gebirge auf, in dessen Gesteinschichten die Mosel sich ihr Bett gegraben hat. Wegen seiner vielfachen Krümmungen ist das Flußufer bald hüben, bald drüber der Glut der Sonne ausgejagt. Infolgedessen tauchen die Weinberge bald auf der linken, bald auf der rechten Moselseite auf. Freundliche Obsttristen und dunkelgrüne Wälder schaffen einen ständigen Wechsel lieblicher Gegenätze. Hochwald es allerdings nicht, der auf der dem Norden zugekehrten

Höhenfläche liegt. Doch auch das Eichengestrüpp der Rodeheiden gibt dem Landschaftsbild einen besonderen, ansprechenden Ton. Selbst die Kahtheit mancher Höhe trägt im Gesamtbild nur dazu bei, das



Moselwanderer

August Trümper

buntfarbige, vielfältige Leben der unteren Talränder noch lebhafter empfinden zu lassen. Dicht gesät liegen im Tale die zahllosen Moselorte, deren Bewohner zum größten Teil vom Weinbau leben. Man muß von der Höhe Reil und Raimt und so manches andere Dorf im Sonnenglanze haben liegen sehen, der die schwarzen und roten Balken der Fachwerkhäuser heraushebt, dann weiß man, was Moselzauber bedeutet. „Singelehnt an Bergeswand“, bespült vom silbern aufleuchtenden Strom, umrahmt von der prachtvollen Krone ehrwürdiger Nuthäuser leuchten auf engem Raum ineinander geschachtelt das weiße Kirchlein und die blauen Schieferdächer der Häuser auf. Reizvoll ist vor allem der Blick auf das schlangengleiche Sichhinwenden des Flusses. Steht man z. B. Mehring gegenüber auf der Höhe des Berges, so leuchtet die Mosel in fünf Seen auf, die für das Auge durch Vorsprünge des Talrandes voneinander getrennt sind, fünf

Seen in grünender, sprühender Umgebung, und oben raunt der deutsche Wald kein unsterbliches Lied. Die Breite des Tales, das sich der Fluß in Jahrtausenden schuf, ist manchmal nur gering. Ein lebhafter Verkehr verbindet seit alten Tagen die beiden Ufer, die in allen geschichtlichen Zeiten eine wirtschaftliche und politische Einheit gebildet haben. Die Fähre, der Rachen sind fortgesetzt in Tätigkeit. Weinhändler und Wandervögel, Bauern mit Senjen und Winzer mit dem Karst in der Hand, schwere, kornbeladene Wagen, die von Kühen gezogen werden, das alles und vieles mehr sieht man von

etnem Ufer dem andern zustreben. In jüngerer Zeit ist auch manche Brücke gebaut worden; schmuck und wirksam im Landschaftsbild ist vor allem die Brücke von Biesport. Sie liefert den Beweis, daß man dem wachsenden Verkehr dienen kann, ohne die erlebte Schönheit eines geeigneten Talbildes zu verletzen.

Von vielen Höhen grüßen die Trümmer stolzer Burgen; sie erzählen von starken Geschlechtern und wilden Zeiten im Gau. Ihr Anblick ist allerdings freundlich für den Wanderer drunten im Tal und den Gast des Moseldampfers. Denn in der Nähe gewahrt man doch allzudeutlich die Narben, welche die Zerstörungswut eines erbarmungslosen Feindes ihnen schlug. Nur einer dieser Felsenhorste ist an der Mosel erneuert worden, die Burg von Cochem, und gerade diese Wiederherstellung beweist, wie schwer es ist, den Geist der Vergangenheit neu in Stein zu bauen.

Im engen Tal fällt oft die Bergwand jäh in den Strom hinab. Seit Jahrtausenden nagt die Welle rastlos am harten Fels, unterwäscht das Gestein und wälzt hohnlachend die zermahlene Beute mit sich fort. Wenn der Fluß aber auf der einen Seite in rastlosem Ansturm Ufergelände sich erobert, gibt er großzügig auf der gegenüberliegenden Stromseite neues Gebiet frei. Dort dehnt sich grünes Mattenland aus, fruchtbare Obstgärten, in denen erlesenes Tafelobst gedeiht. Allmählich geht dann das Wiesenland in Hügel über, in Ackerbau terrassen oder Wingerte.

Schmale Steige durchziehen im Fels die Rebhänge, und mühsam trägt der Moselaner Erde, Dung und Kupferlösung den Berg hinan. Wo die südliche Sonne den Hang trifft, ist jeder Fied für den Weinbau ausgenutzt. Rundbogen und Mauerwerk, vier Art müssen hier den vom Regen zerstreuten Schiefer stützen. Felsenpalten, Höhlen und Grotten beleben das wildromantische Bild solcher Weinbergterrassen.

Vieles erinnert an Landschaftsbilder des Südens. Auch im Appenin stützt der Bergbauer sein bisschen Erde mit Mauerchen aller Art, damit ihm der Besitz nicht weggeschwemmt wird.

Frömmigkeit und Frohsinn schauen wir glücklich vermählt in den lachenden Augen der Moselaner, ein Erbeil der Vorfahren aus jener Zeit, da Christentum und Frankenkraft den Bund schlossen, der das Bildungsgut der Griechen rettete; es ist der Zauber des Südens, des Mittelmeers, den wir im Moselgau verspüren. Himmel und Erde scheinen hier ineinander überzugehen; Natur, Geschichte und Menschheit verbinden sich hier zu einer schicksalsreichen Einheit.

Wer an einem sonnenhellen Tag auf den Moselbergen weilte, das Herz erfüllt von tiefer Lust, von der man nicht weiß, von wannen sie kam, die Sinne berückt von der makellosen Schönheit der Landschaft, wer das erlebte, der hat vom Mantel des Schöpfers einen leuchtenden Saum gehaut.

(Aus „Das Moselland“ v. Dr. Rich. Witz, Verlag Paulinusdruckerei Trier.)

Der Moselfährmann

„Ho . . . lo . . . o . . . oi!“

Ueber die grüne Mosel, die im Morgennebel dampfte, kam der Ruf für den Fährmann und brach sich an dem Fels, an dessen Fuß das Fährmannshaus angelehnt war.

„Ho . . . lo . . . o . . . oi!“

Das Echo sprang auf und lief die lange Felswand entlang, an den unendlich vielen Mauerterrassen vorbei, die da übereinander aufgetürmt waren. Die kostbaren Rebstöcke reckten sich schnurgerade gepflanzt darauf, noch kaum grün, gerichtet wie Rekruten, die noch nicht recht Fühlung halten können.

Von all den Mauern sicherte das Echo zurück, das ganze Tal entlang, prallte gegen den braunen Fels an, der den „Krampen“ abschloß, eine jener plötzlichen Krümmungen, in denen sich der launische Fluß gefällt, und die so jäh sind, daß die Moselwindungen wie kleine, rings von Bergen eingeschlossene Seen erscheinen; kam vom jenseitigen Flußabhang wieder und schien mit dem Ruf des Ueberfahrts Heischenden zusammenzuhallen.

„Ho . . . lo . . . o . . . oi!“

Der Fährmann kam langsam aus dem Hause.

„Die Fremden“, knurrte er. „Ei frieh sein die och nur off den Weinen.“ Er hatte keine Eile. Er sah behaglich auf die prachtvollen Rosen, die in seinen Gärten blühten, warf einen Blick auf das Weinspalier, das sich am braunen Holzwerk des Häuschens hochzog, und trollte dann langsam über das mit kurzem Gras bewachsene Ufer vorland, das „Staad“, nach dem Wasser hinab.

„Su frieh! Et neewelt noch!“

Der Nebel kroch über die samtgrüne, samtglatte Mosel. Manchmal kam der Juniwind und blies ein wenig auf das Wasser. Dann flatterte der Nebel auf wie Schleierfetzen, trieb sich spielend umher, zerflatterte in der Luft oder sank auf das Wasser nieder, das sich dann in kurzen Wellchen regte, wie mit hellen Silberfunken betupft.

Die Sonne kam hinter dem braunen Fels in der Biegung des Krampens herauf und schien gerade auf den großen flachen Kahn, den der Fährmann mit langer Stange vom Ufer abstieß, und auf den hageren Mann mit dem bartlosen Gesicht, — einem Gesicht, wie man es auf den alten Römernünzen sieht, die man im Moselland noch so oft aus dem Ader pflügt. Er sah aus, als sei er ein

Zurückgebliebener jener römischen Kohorten, die ihre festen Lager hatten, an der Mosel, die Aufonius, der römische Dichter, in seiner Mosella so begeistert besang. Kerzengerade, stram und ausgerichtet, stand er in seinem Kahn, das hellrote Halstuch macht ein bronzefarbenes altes Gesicht noch ausdrucksvoller.

Die beiden Fremden, die am andern Ufer warteten, betrachteten ihn so interessiert, wie man irgendeine Merkwürdigkeit betrachtet. Die Dame hielt ihren großen roten Sonnenschirm hoch, der Herr setzte seinen Kneiser auf.

Der Fährmann verzog keine Miene.

„Wahrhaftig, du hast recht, Eva. Wie ein römischer Münzenkopf.“

Der Fremde im hellen Sommeranzug vom letzten Schritt — „schlottrig wie ein Aß“, meinte der Fährmann bei sich selbst — jagte es ganz laut und ungeniert.

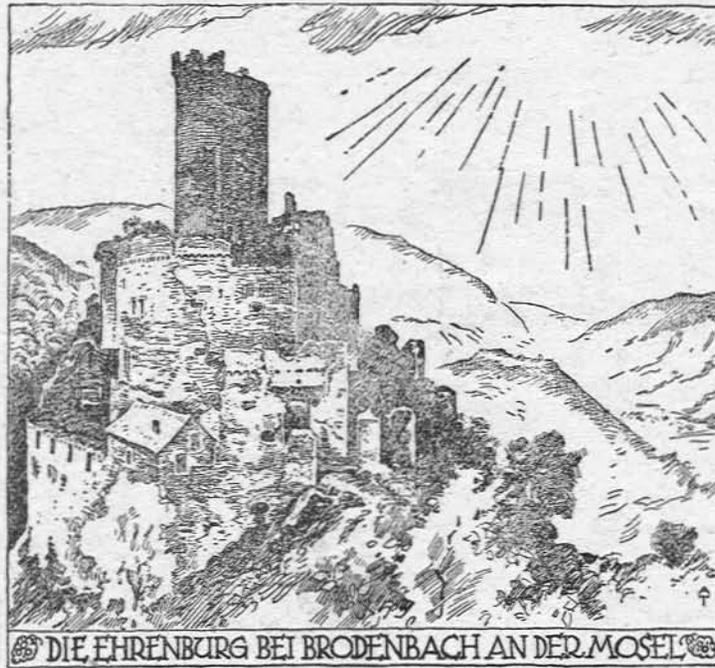
Der Alte warf einen scharfen Blick aus den Augenwinkeln auf ihn. Die glaubten wohl, er verstehe nicht, was sie meinten. Hä, und dabei hatte ihm der alte Herr Professor, der alle Jahre beim Bürgermeister zu Gast war und so gern einen guten Schoppen trank, das ganz genau auseinandergesetzt. Er war selbst oft genug dabei gewesen, wenn sie oben an der „Römerschanze“ gewählt und gegraben hatten. Und der Professor hatte ihm einmal eine solche

Münze gezeigt und ihm auf die Schulter geklopft: „Seht Ihr, Hannes, das war vielleicht einmal Euer Elternvater vor vielen hundert Jahren.“ Es kam ihm zwar seltsam damals vor, aber der Herr Professor mußte es wissen; denn der hatte ihm auch ganz genau erzählt, woher seine Zinuträge stammten und wie alt die Lade mit den bunten, gemalten Tulpen war, die auf dem Speicher stand. Und das stimmte ganz zu den Erzählungen seiner Mutter, die nun schon zu Johanni vierundachtzig wurde und genau Bescheid in den Familiensachen wußte.

Der Herr hatte den Blick gekehrt. Er lachte: „Ihr tut ja, als ob Ihr was davon wüßtet, Alter.“

Der Fährmann sah ihn gleichgültig an und schob die Pfeife in den Mundwinkel. „Hausmann heiß ich“ jagte er kurz. „Und das von den Römern, das weiß ich als lang. Das soll wohl sein.“

(Aus „Das Moselhaus“ von Luise Schulze-Brück, Verlag J. P. Bachem Köln.)



Die Ehrenburg bei Brodenbach an der Mosel

August Crümpert

1429 — 1929.

Zur 500. Wiederkehr der Tage des Hussiteneinfalles ins Erzgebirge.

Von Schuldirektor Paul Thomas-Schlettau.

Im Jahre 1425 gingen die Hussiten zur Offensive über, nachdem sie sich in den Jahren 1419 bis 1424 unter ihrem Feldherrn Ziska siegreich gegen die Kreuzfahrerheere gewehrt hatten, die dreimal von deutschen Fürsten ausgerüstet wurden und in Böhmen eingefallen waren, um die fanatischen Ketzer unschädlich zu machen. Ziska war 1424 gestorben. „Als Krieger glänzt Ziska in der Reihe jener berühmten und in der ganzen Geschichte äußerst seltenen Feldherren, die sich rühmen konnten, fast zahllose große und kleine Schlachten bestanden zu haben, ohne eine Niederlage zu erleiden, die daher mit vollem Recht unüberwunden heißen.“ Sein Nachfolger Prokop ging zum Angriff über, weil er sich sagte, daß dadurch der hussitischen Sache viel besser gedient sei. Er fiel im Jahre 1427 in Schlesien ein. Bald darauf sah auch die Lausitz hussitische Heere durch ihr Gebiet ziehen. 1429 verlegte Prokop den Kriegsschauplatz ins Meißner Land, um die sächsischen Fürsten zu strafen, die an den Kreuzzügen gegen die Hussiten teilgenommen hatten. Auch den anderen deutschen Fürsten hatte er Rache geschworen, die dem großen Ziska entgegengezogen waren.

Prokop übernahm das Feldherrnamt in einem Heere, das für die damalige Zeit als das am besten organisierte in der ganzen Welt gefürchtet war. Das ging schließlich so weit, „daß selbst die größten Heere, geführt von den besten Feldherren ihres Zeitalters zuletzt den Angriff der Böhmen nicht einmal abwarteten, sondern durchgehends die Flucht ergriffen.“ Ziskas Feldherrnkunst bestand zunächst in der sorgfältigen Beobachtung und Benützung der natürlichen Lage des Schlachtfeldes. „Niemals ließ er sich in einen Kampf ein, ohne sich früher einen Ort ausgesucht zu haben, wo die Natur oder der Boden selbst sein mächtigster Bundesgenosse war, und auch da hatte er die Gewohnheit, sich mit künstlichen, in Schnelligkeit aufgeführten Verschanzungen zu helfen.“

Das Eigenartige in der Kriegsweise der Hussiten war die Wagenburg, die ja schon in der Strategie der Römer und der alten Germanen eine besondere Rolle gespielt hatte. Zu jeder taktischen Einheit im Heere der Hussiten gehörten fünfzig Kriegswagen. Ueber ihre Verwendung in der Feldschlacht gibt Aeneas Sylvius folgende anschauliche Schilderung: Die Hussiten lagerten sich mit den beim Heere befindlichen Weibern und Kindern im Felde, indem sie eine Menge Wagen hatten, mit welchen sie sich wie mit Wall und Mauer umgaben und verschanzten. Wenn sie zur Schlacht zogen, bildeten sie aus diesen Wagen zwei Reihen, und schlossen innerhalb die Fußgänger ein; die Reiter stellten sie außen vor die Wagen, nicht weit davon. Sollte nun der Kampf beginnen, so umfuhren die Wagenlenker auf ein von dem Hauptmann gegebenes Zeichen schnell einen Teil des feindlichen Heeres, den sie eben wollten, und stießen mit den Wagen wieder zusammen. So mußten die Feinde, eingeeengt und eingesperrt zwischen den Wagen, ohne von den anderen Hilfe und Schutz erhalten zu können, entweder durch das Schwert der Fußgänger oder die Geschosse und Spieße der Männer und Weiber auf den Wagen erliegen. Die Reiter kämpften vor den Wagen, drangen die Feinde mächtig auf sie ein, so zogen sie sich allmählich hinter ihre Wagen zurück und wehrten sich von dort aus wie aus einer mit Mauern besetzten Stadt, und auf diese Weise gewannen sie viele Schlachten und errangen den Sieg.“

Im Hussitenkriege wurden auch zuerst in größerem Umfange Geschütze verwendet. Schon Ziska war darauf bedacht gewesen, sein Heer mit ausreichendem Geschützmaterial auszurüsten. Noch besorgter war Prokop um die ständige Ergänzung seiner „Artillerie“. Bei seinen Raub- und Plünderungszügen hatte er es darum immer in erster Linie auf die Kirchenglocken abgesehen, die ihm Gußmaterial für die „Stücke“ liefern mußten. (So wiederholt sich alles in der Weltgeschichte. Wer dächte hierbei nicht sofort an die Abgabe der Kirchenglocken während des Weltkrieges!) Es ist begreiflich, daß in Sachsen in vielen Kirchspielen die Glocken von den Türmen genommen und

verscharrt oder in Teichen und Sümpfen versenkt wurden, wenn die Kunde kam, daß die Hussiten auf dem Wege seien.

In der Behendigkeit übertrafen die hussitischen Heere die deutschen um ein Gewaltiges, sodaß sie meist schon durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen die Feinde verblüfften und Verwirrung in ihre Reihen trugen. Besondere Sorgfalt hatten die Führer der Ausbildung der Wagenlenker jederzeit angedeihen lassen, von deren sicheren Eingreifen der ganze Verlauf der Schlacht abhing. (Die hussitischen Wagenlenker erscheinen mir eine Auserziehung in den verwegenen Tankführern des Weltkrieges erlebt zu haben!) Gegen eine solche Taktik war die veraltete Kriegsweise des deutschen Ritter- und Bürgerheeres machtlos, und es war eine vollständige Umstellung ihrer Kampfesmethoden notwendig, wenn man endlich entscheidende Erfolge gegen die Böhmen erringen wollte. Diese Umstellung ging aber auf deutscher Seite viel zu langsam vorwärts, sodaß sich die Hussiten lange genug im Felde behaupten konnten.

1428, um Michaelis herum, waren die Hussiten unversehens über Graupen und Frauenstein in Sachsen eingefallen und hatten die ganze Gegend bis Dippoldiswalde und Pirna mit Mord, Brand und Raub heimgesucht. Unermeßliche Beute war ihnen in die Hände gefallen, die sie triumphierend nach Böhmen entführten. 1429 kamen sie wieder. Diesmal drangen sie über die mittleren Pässe des Erzgebirges in das sächsische Hochland ein. Die zuverlässigsten Nachrichten über diesen Einfall gibt uns wohl Magister Lehmann in seiner „Deutschen Kriegskronik“ (1660 bis 1681). Wir werden uns daher in den folgenden Darstellungen in der Hauptsache an das Lehmannsche Kriegsbuch halten können.

Lehmann schreibt: „Vom Hussitenkriege haben die Wälder auf dem Gebirge ihren Namen. Am Kommodauer Paß von Marienberg hinein liegt der Kriegwald, daneben das Städtlein Zöblitz, auf Böhmisches = Nordtätte, Wahlstatt. Am Saßunger Paß, am Pleiß- und Preßnitzer Wasser, liegt der andere Kriegwald, davon mir Christian Meyer, Hammerherr zu Zöbstadt, folgendes geschrieben: Mein Hammer und dessen Bergwerk liegt in denkwürdigen Gebürgen. Das eine heißt der Cremsing, auf welchem ich meine besten Zed. 1 habe; es scheint, als wenn Häuser alda gestanden wären; die Münzstatt und Rudera davon sind noch zu sehen, darauf die Cremsinger Groschen, die einen Löwen mit nackenden Beinen führen, sind geschlagen worden. Das andere ist der Creutziger, darauf vor Alters sollen große Schlachten geschehen sein, und das rohte Wässerlein, auf der Böhmischen Landstraße liegend, den Namen haben. Die vom Pabst geworbenen Soldaten durch das Creutz = predigen wider die Hussiten hießen die Creutziger . . . Das dritte ist der Kriegwald, da denn zu sonderlichen Zeiten von mir und anderen Personen große aufgeschichtete Haufen Todengebeine als Mauern mit Moos überwachsen gefunden wurden. So habe ich auch bey Ausstaung 2 Stücken Felder sonderliche und sonst nicht bräuchliche mit 4 Ellen lange Hülsen, Hufeisen und Widerhacken und viel Eisen von Pitzpfeilen angetroffen.“

Lehmann führt sodann die einzelnen Ortschaften des Erzgebirges auf, die nach seinen Forschungen von den Hussiten im dem verhängnisvollen Jahre 1429 heimgesucht wurden. Höchstwahrscheinlich hatte der Preßnitzer Paß den Böhmen den Weg über das Gebirge gewiesen. Obgleich er nicht der tiefste Einschnitt in den Kamm des Gebirges ist, so ist er doch viel zugänglicher als die anderen Uebergänge, und das war für die Hussiten wesentlich, die mit ihren zahllosen Wagen und den Geschützen nach dem bequemsten Gebirgsübergang ausschauen mußten.

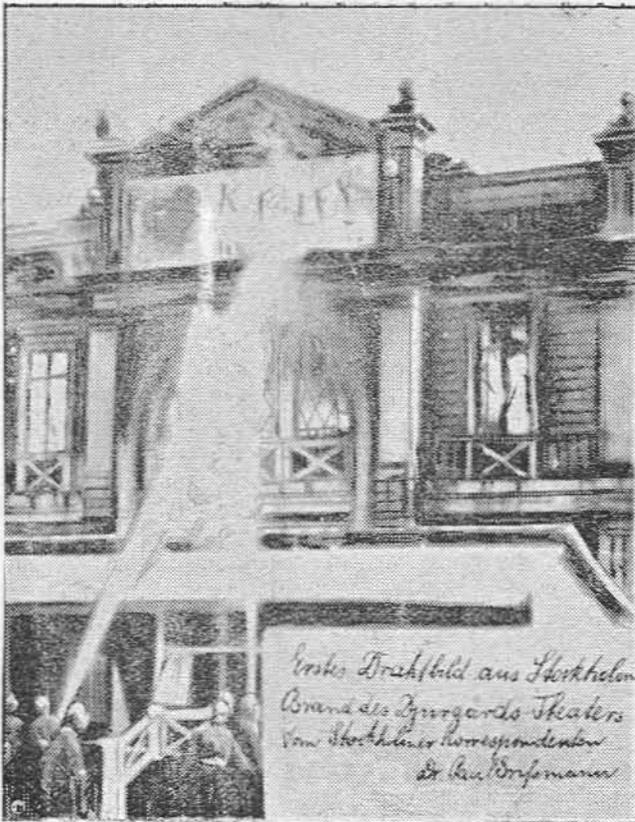
Das hussitische Heer machte einen überaus buntscheckigen Eindruck. Vor allen Dingen war die Waffenausrüstung ungleichmäßig mannigfaltig. Neben den bis dahin gebräuchlichen Waffen (Schwerter, Lanzen und Armbrüsten) wurden Dreschflegel, Kolben und Hellebarden geführt; auch in den Geschützen konnte man bereits verschiedene Systeme erkennen. Ziska hatte darum die verschiedensten Gattungen von Soldaten: Schützen, Flegler, Lanzenreiter, Hellebardiere, leichte Reiter, Kenner, Fouragierer, Verstärker, Schleuderer, Wagenlenker, Gewaltthäuser und Reservisten. Bei den Wagen unterschied er Kriegs-, Fourage- und Kammerwagen.

(Fortsetzung folgt.)



Villa Stuck.

Die in der Prinzregentenstraße in München gelegene herrliche Villa Stuck, die sich der im letzten Jahre verstorbene große Maler nach seinen eigenen Plänen erbaut hatte, soll im September dieses Jahres versteigert werden. Der Grund hierfür dürfte in Schwierigkeiten über die Verwertung und Verteilung des Nachlasses zu suchen sein. Von künstlerischer Seite wird angeregt, daß der monumentale Bau mit seiner prächtigen Inneneinrichtung, der eines der schönsten Wahrzeichen Münchens bildet, in den Besitz der Stadt übergehen möge.



*Erstes Drahtbild aus Stockholm
Brand des Sjögårds Theaters
von Stockholmer Korrespondenten
Dr. Karl Dorfmann*

Hafenarbeiterstreik im Piräus.

Wegen Einführung des Achtstundentages in den griechischen Häfen u. Lohnforderungen ist es in Griechenland zu einem großen Hafenarbeiterstreik ge-



kommen, der im Hafen von Piräus mehrfach zu blutigen Zusammenstößen zwischen Streikenden und Militär geführt hat, das zum Schutz der Arbeitswilligen aufgeboten worden war. Unser Bild zeigt einen Streikposten und einen Militärposten im Hafen von Piräus.

Eröffnung der Bildtelegraphie Berlin-Stockholm.

Durch die nunmehr erfolgte Eröffnung der Bildtelegraphie Berlin-Stockholm hat das europäische Bild-Telegraphienetz einen weiteren Ausbau erfahren. Als erstes Bild wurde der Brand des Stockholmer Tiergarten-Theaters übermittelt, das eine der bedeutendsten Kunststätten Stockholms ist. Der Schaden wird auf etwa 200 000 Kr. geschätzt. Unsere Aufnahme in der Mitte links zeigt das brennende Theater.

Der größte Hafenspeicher Europas.

In Stettin ist jetzt der neue riesige Hafenspeicher dem Verkehr übergeben worden, der wohl als der größte und modernste Europas anzusprechen ist. Bei einer Lagerfläche von 40 000 qm können in ihm 65 000 Tonnen Waren aufgestapelt werden. Acht Kaiträne, 3 fahrbare Dachkräne, 4 Lastenaufzüge und eine große Anzahl sonstiger moderner Hebewerkzeuge ermöglichen eine glatte Abwicklung des Ladeverkehrs.

